„Der Courier"
ist die führende deutsche Zeitung Canadas.

Berichterstatter in allen größeren deutschen Ansiedlungen.

Der Courier

In unserer Druckerei sind nur Fachleute mit langjähriger Erfahrung angestellt. Wir können auch deshalb die besten Drucksachen zu niedrigsten Preisen liefern.
Man verlange Preisanschläge, Muster und Auskunft über Drucksachen von
Western Printers Association Ltd.
1885 Halifax Str. Regina, Sask.

Das deutsche Danzig.

Von Dr. Franz Thierfelder-München.

Drei Wahrzeichen stehen am östlichen Himmel, der sich tiefbewölkt über die Weichselmündung spannt. Der trotzige Turm der Marienkirche, ein Wächter nordischer Frömmigkeit, ragt über die lebensfrohen und eleganten Giebel der Barock- und Rokoko-Bürgerhäuser Danzigs, in denen etwas von der heiteren Freude des Südens lebendig geworden ist; wuchtig und bodenverwurzelt steht er da mit seinen strengen Backteinmauern, die sich slavischer Augenlust unerbittlich versagen. Sein Kumpan aus alten Tagen hat sich am Wasser eingepflanzt: wer kennt nicht das breitbehäbige Krantor, von Trutztürmen nach Nürnberger Art flankiert, über das der alte Kran eingebaut ist? (Der Courier brachte ein Bild des Krantores in Nr. 20 vom 25. März.) Heute, wie vor einem halben Jahrtausend, rasselt das Zugseil herunter und erleichtert die Kähne, die mit schwerer Tracht am Ufer anlegen; man meint, die Zeit stehe still, wenn man durch Alt-Danzig geht, denn wie heute bot sich schon vor vielen Geschlechtern der Blick dem werfrohen Hanseaten des ausgehenden Mittelalters, wenn er am kühlen Abende auf dem stattlich gemauerten Beischlage vor seinem Hause saß und der verdienten Ruhe genoß. Aber nein, auch hier ging der Uhrweiser nicht langsamer als anderswo, denn da ist das dritte Wahrzeichen, das sich den Steinriesen zugesellt, der große Schiffskran der Schichauwerft. Hier reicht die Gegenwart dem Alten die Hand zum unbezwinglichen Bündnisse, und weithin über das Gewirr von Masten und Schornsteinen im Hafen verkündet der stählerne Arm den unbeugsamen Willen der alten See- und Handelsstadt, die Meere zu befahren.

Unter diesen drei Wahrzeichen hat Danzig einen guten Kampf gekämpft, denn an diesen drei Wahrzeichen hing das Herz dieses Volkes. In ihnen wurde offenbar, wes Geistes und Blutes Danzig war, diese wundersame Stadt, die mit allen Ländern der Erde Handel trieb und sich doch nicht untreu wurde und eifersüchtig an der Eigenart ihrer Scholle festhielt. Seit sechshundert Jahren hegte deutsches Recht das Weichbild der Stadt, und wie auch das Schicksal dieses Gemeinwesen zum Zankapfel zwischen Pomerellen und Deutschrittern, Polen und Schweden, Frankreich und Rußland werden ließ, die Seele blieb davon unberührt. Die Seele blieb deutsch wie in kaum einer anderen Stadt des östlichen Koloniallandes, und nie wagten es die polnischen Könige, unter deren persönlicher Oberhoheit die „Freie Stadt" jahrhundertelang stand, an den Senat anders als in deutscher (vereinzelt auch in lateinischer) Sprache zu schreiben. Ja, selbst Roman Dmowski, dem Polen seine Unabhängigkeit im gegenwärtigen Umfange fast ganz allein zu verdanken hat, Roman Dmowski, der ganz Ost- und Westpreußen auf Grund gewagteiter und oft unsinniger nationaler Ansprüche in den neuen polnischen Staat einverleibt haben wollte, selbst er gab unumwunden zu, daß Danzig eine rein deutsche Stadt sei, deren Zuteilung an Polen sich wohl wirtschaftlich, aber nicht bevölkerungspolitisch begründen lasse.

Und diese Stadt Danzig ist jetzt zum ersten Male in ihrer ruhmvollen Geschichte ernstlich bedroht, aus dem deutschen Kulturkreise herausgerissen zu werden. Seit einem Jahre verdoppelt und verdreifacht Polen seine Anstrengungen, die mit kärglicher Selbständigkeit ausgerüstete Stadt durch wirtschaftliche Druckmittel, unlautere Lockungen und internationale Propaganda in ihrem Bekenntnisse zum Deutschtum zu erschüttern. Unzählige Stationen kleiner und großer Niederlagen kennzeichnen den Leidensweg, den die vom Völkerbunde betreute Stadt seit Kriegsende zurückgelegt hat; vor den Augen Europas wird ihm seine Souveränität Stück für Stück entrissen. In Danzig herrscht seit fünf Jahren unbeitritten ein von der Warschauer Regierung mit jährlich 11.000 Pfund ausgehaltenes deutschgeschriebenes Hetzblatt, die „Baltische Presse", die das Gesicht Danzigs vor der Welt gründlich verfälscht. Deutsche, die kein Vaterland kennen, leisten willige Mitarbeit und täuschen den unbefangenen Leser über den wahren Charakter der Zeitung. Obwohl das Blatt in Danzig fast keine Bezieher hat, liegt es in fast allen Gasthöfen auf, geht vielen Geschäftsleuten zu und wird obendrein als bequemes Propagandamittel in die ganze Welt verschickt. Alle Zeitungen und Zeitschriften Polens beteiligen sich an dem Kesseltreiben gegen Danzig, dem man heute Zuckerbrot bietet und morgen mit der Peitsche droht, damit es endlich den Schritt tut, auf den man in Warschau mit schmerzlicher Ungeduld wartet: selbst zu erklären, daß die Lage unhaltbar geworden sei und daß nur noch der enge Anschluß an Polen helfen könne.

Dieser Augenblick ist vielleicht nicht mehr so außerhalb des Bereiches des Möglichen gelegen, wie die deutsche Oeffentlichkeit glaubt. Der Danziger Bevölkerung, hat sich in der gegenwärtigen Lage eine ungeheure Niedergeschlagenheit bemächtigt, und wenn nicht alles geschieht, um den tapferen Vorposten an der Weichselmündung zu zeigen, daß 60 Millionen mit ihnen leiden und gegebenenfalls ebensoviel Opfer für ihr Volkstum bringen wollen, wie das die Deutschen der bedrohten Ostgebiete seit Jahren tun, dann ist das Schlimmste zu befürchten. Der in Danzig verbrachte Urlaub, die in dieser schönen Stadt abgehaltene Tagung und die geschäftlichen Aufträge, die der Großkaufmann oder Schiffseigner auch bei gemindertem Gewinne in das von Arbeitslosigkeit heimgesuchte Danzig gelangen läßt, alle tragen dazu bei, die alten Bindungen zu befestigen und dem Einzelnen die Gewißheit zu geben, daß er am Webstuhle der Zeit mitwirkt und dem Gefühle der Verantwortung für sein Volkstum tatkräftigen Ausdruck verleiht.

Danzig! Danzig!! heißt die politische Parole der nächsten Zukunft; möchte sie in ihrer schicksalsschweren Bedeutung zu tiefst begriffen werden.

„O Canada"
in deutscher Sprache.

Das bekannte canadische Nationallied „O Canada" ist von Herrn Professor A. M. Rehwinkel in Edmonton, Alta., aus dem Englischen ins Deutsche übertragen worden und hat in dieser Fassung folgenden Wortlaut:

O Canada, mein Heim und Vaterland,
Wie glücklich der, dem hier die Wiege stand.
Das Herz erglüht, wenn wir dich sehn',
Du Nordland, stark und frei.
Wir halten Wacht, o Canada,
Wir halten Wacht dir treu.
O Canada, o Canada, o Canada,
Wir halten Wacht dir treu,
O Canada, wir halten Wacht dir treu.

O Canada, wo Fichte und Ahorn blüh'n,
Die Prärie breit, die Flüsse schäumend sprüh'n,
Dein weit Gebiet von Meer zu Meer
Uns lieb und teu'r stets sei.
Wo Segen lohnt den treuen Fleiß,
Du Nordland, stark und frei.
O Canada, o Canada, o Canada,
Wir halten Wacht dir treu.
O Canada, wir halten Wacht dir treu.

O Canada, so weit die Wolken gehn,
Manch' braves Kind mag dir zum Schutz ersteh'n;
Zum Schutz, so lang' die Sonne währt,
In Ost und West dir treu,
Du Vaterland, du Mutterland,
Du Nordland, stark und frei.
O Canada, o Canada, o Canada,
Wir halten Wacht dir treu,
O Canada, wir halten Wacht dir treu.

Eine deutsche Zeitung in Esseg (Slawonien).

Anfang März ist in Esseg die erste Nummer einer neuen deutschen Zeitung „Volksbote" erschienen. Eigentümer und Herausgeber des Blattes ist Dr. Hubert Wagner, als verantwortlicher Schriftleiter zeichnet Franz Schramm und der Druck des Blattes erfolgt in der Druckerei Hatnik & Grau, und zwar in lateinischem Druck mit Rücksicht darauf, daß die Deutschen in Slawonien und Syrmien der gotischen Schrift weniger kundig sind. Der „Volksbote" hat bei der Erweckung und Organisierung des Deutschtums in Esseg, im übrigen Slawonien, in Syrmien und in der Baranya eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Das Blatt schreibt u. a.: „Die echten Kroaten sollen zu den Kroaten halten, die Serben zu den Serben, wer jedoch deutsch ist, soll sich als Deutscher bekennen und die deutsche Sache hochhalten! Wir brauchen uns als Angehörige des großen deutschen Volkes, das auf geistigem Gebiete so unendlich viele, auch den anderen Völkern zustatten kommende Errungenschaften aufzuweisen hat, unserer deutschen Art nicht zu schämen!"

Interessantes Allerlei

Die Ausbesserung des Brandenburger Tores.

Die Ausbesserungsarbeiten am Berliner Brandenburger Tor gehen ihrem Abschluß entgegen. Ende April wird es aus der holzernen Umkleidung herausgeholt werden und wiederhergestellt wieder den eindrucksvollen Abschluß der Straße Unter den Linden bilden. Der Verkehr durch das Tor, dessen mittlere Durchfahrt früher der kaiserlichen Familie reserviert war, wird für alle Wagen mit Ausschluß der Lastfuhrwerke frei sein. Die Renovierungsarbeiten haben 250.000 Mark gekostet und seit dem Sommer des vorigen Jahres gedauert. Das 1780 bis 1791 nach Plänen von Langhans errichtete Bauwerk mit der Victoria Quadriga von Schadow war stellenweise im Gestein brüchig geworden, sodaß umfangreiche Ausbesserungsarbeiten notwendig wurden, um das historische Merkmal der Reichshauptstadt vor weiterem Verfall zu schützen. Die Victoria mit dem Viergespann war von Napoleon dem Ersten nach der Besetzung Berlins durch die Franzosen 1806 bis 1808 als Beutestück nach Paris überführt und nach dem Sturz des Korsen wieder zurückgebracht worden. Während der Revolutionskämpfe 1918—1919 sind auf dem Tordach neben der Victoria Maschinengewehre aufgestellt worden.

Eine wahre Tintengeschichte.

Bei dem alten Stadtgericht in Berlin fungierte ein Gerichtsrat, der die blaue Tinte über alles liebte und auch in den Akten nie anders als mit blauer Tinte schrieb. Dem neuen Präsidenten, der etwas pedantisch war, mißfiel dies, und er erließ eine Zirkularverfügung, daß es ihm unangenehm aufgefallen wäre, daß in den Akten nicht durchweg mit schwarzer Tinte geschrieben wurde; er bäte, dies künftig zu befolgen. Alle Richter schrieben mit schwarzer Tinte ihr „gesehen" unter diese Verfügung. Nur jener Geheimrat schrieb es mit blauer Tinte und schrieb weiter damit. Dem Präsidenten fiel dies nach einiger Zeit wieder auf, und er erließ eine zweite geharnischte Verfügung, er müsse zu seinem Befremden feststellen, daß die erste Verfügung nicht beachtet würde, und er fordere dringend, daß seine Verfügungen streng befolgt würden. Alle Richter schrieben wieder mit schwarzer Tinte ihr „gesehen" über ihrem Namen. Nur jener schrieb auch diesmal mit blauer Tinte. Als der Präsident nach längerer Zeit immer noch die blaue Tinte in den Akten des Gerichtsrats sah, geriet er in nicht gelinde Wut und erließ eine Verfügung nunmehr direkt an den Gerichtsrat, die Gründe anzugeben, weshalb die beiden ersten Verfügungen nicht beachtet wären. Der schrieb mit blauer Tinte darunter: „Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes bitte ich mir vier Wochen Bedenkzeit aus." Dabei ist es geblieben!

Die erste deutsche Hochzeit in der Luft.

Nach Urteil der deutschen Rechtskundigen kann eine Trauung nur innerhalb des Bereichs eines Standesamts vollzogen werden, und aus diesem Grunde wird Heinz Orlovius, Chef der Presseabteilung der Deutschen Lufthansa, von einem Magistratsbeamten auf einem Flugzeug, während es genau über dem Berliner Rathaus schwebt, getraut werden.

Orlovius und seine Braut, Frl. Margot Tenzer, werden das erste Paar sein, welches in Deutschland auf dem Luftwege in den Ehehafen einläuft. Ihr Ansuchen an das Standesamt um eine Trauungszeremonie in der Luft verursachte großes Aufsehen unter den Beamten, die zuerst erklärten, so etwas sei denn doch noch nicht dagewesen. Schließlich wurde die Entscheidung gefällt, daß gegen eine Trauung, wenn das Ehegelöbnis „im souveränen Bereich des Standesamts" stattfinde, sich nichts einwenden ließe. Zugegeben wurde, daß zu diesem Bereich auch der Raum hoch über dem Rathaus ebenso wie innerhalb der Mauern des Gebäudes gehöre.

Nach der Trauung auf dem Flugzeug, welcher nur ein Magistratsbeamter und die gehörigen Trauzeugen bewohnen, werden die Neuvermählten auf ihrer Hochzeitsreise nach Italien fliegen.

Deutsche Entdeckung.

Professor Carl von Noorden, der weltberühmte Spezialist der Frankfurter Universität für Krankheiten der Verdauungsorgane, hat dem zur Jahrestagung in Berlin zusammengetretenen Deutschen Chirurgenkongreß die Entdeckung eines neuen Heilmittels der Zuckerkrankheit bekannt gegeben. Es besteht aus dem getrockneten und pulverisierten Extrakt der Bauchspeicheldrüsen von Tieren und wird in Tablettenform innerlich eingenommen. Die Tabletten sind in unschädlicher Weise versüßt und sehen aus und schmecken wie Zuckerwerk, das zu essen den Zuckerkranken bekanntlich nicht gestattet ist und nach dem, wie es bei verbotenen Früchten immer der Fall, sie das sprichwörtlich starke Begehren hegen.

Professor von Noorden berichtete, daß Ratten und Kaninchen, obwohl man ihnen die Bauchspeicheldrüse ausgeschnitten hatte, nach der Eingebung des Heilmittels sämtliche Kohlenhydrate glatt zu verdauen vermochten. Er behauptete, daß die Zuckerkrankheit beim Menschen mit diesem Mittel viel schneller und sicherer geheilt werden könne als bei der zweifelhaft gewordenen Verwendung von Insulin.

Glück und Ende des Erfinders der Ocarina.

Unter besonders tragischen Begleitumständen ist in Camiano bei Vicenza (Italien), wo er in behaglichen Verhältnissen seinen Lebensabend verbrachte, Luigi Silvestri, gestorben, und 87jährige Erfinder der einer älteren Generation noch wohlbekannten Ocarina. Der Erfinder nannte das neue, flötenartige Instrument, dessen Körper dem Rumpf eines Vogels nachgeahmt und mit einer Anzahl von Tonlöchern versehen war, nach seiner Vogelgestalt Ocarina (Gänschen) und schuf, damit ein bescheidenes Bühneninstrument, an dessen Klang sich unbezählte Spieler ergötzt haben. Am letzten Tage des Karnevals hatten sich zahlreiche Mitbürger vor dem Hause Silvestris versammelt, um dem Erfinder auf den mitgebrachten Ocarinas, deren Erfindung ihn reich und berühmt gemacht hatte, ein Ständchen zu bringen. Erfreut über die Ovation, trat Silvestri auf den Balkon, um seinen Freunden zu danken. Während er noch sprach, verlor der alte Herr das Gleichgewicht und stürzte aus einer Höhe von 15 Metern auf die Straße herab, wo er unmittelbar nach dem Unfall verstarb.

Sieh' dich vor!
Wer bläst ins Ohr,
Der meint's nicht gut!
Sei auf der Hut.

Laß dich belehren
Und halt' in Ehren
Drei Dinge gut:
Der Alten Raten,
Der Jungen Taten,
Der Männer Hut!

Königsberg in Ostpreußen.

Indem ich den Namen der alten Krönungsstadt niederschreibe, steigt, gleich einer Vision, ihr stolzes Bild vor meinem geistigen Blick empor. Ich sehe ihre Türme ragen, sehe das altehrwürdige Schloß und die stillen Wasser des Schloßteiches, in denen sich die grünumkränzten Ufer spiegeln und die schneeweißen Schwäne ruhevoll dahinziehen.

Auf manches Jahrhundert schon blickt sie zurück, die alte Stadt. Gegründet wurde sie im Jahre 1255 als eine vorgeschobene Feste des deutschen Ordens. Als dann, nach einer Zeit hoher Blüte, nach der blutigen Schlacht von Tannenberg (1410) die Macht des Ordens gebrochen und der stolze Sitz seiner Hochmeister, die herrliche Marienburg, an Polen gefallen war, wurde Königsberg zu ihrer Residenz gewählt. Später residierten in dem Schloß die Herzoge von Preußen. Die Stadt entwickelte sich mehr und mehr zur bedeutenden Handelsstadt, und nach Gründung der Universität, der Wirkungsstätte Kants, Hegels und anderer bedeutender Männer, wurde sie auch ein Hochsitz führender Geister, die sie zu den vornehmsten Städten des Landes erwarb.

Von ihren Bauten ist zuerst das Schloß mit seinem ca. 100 Meter hohen Turm zu nennen, das ehemals Deutschordensburg war. Glanzvolle Zeiten und Tage hat es gesehen, die in den Königskrönungen Friedrichs I. (1701) und Wilhelms I. (1861) gipfelten. Wuchs doch das Deutsche Reich unter Wilhelm I. Regierung, nach seiner Krönung zum deutschen Kaiser, zu nie geahnter Größe und Blüte empor. Sein Bronzestandbild und diejenigen des Herzogs Albrecht und des Fürsten Bismarck befinden sich am Schloß. Von den zahlreichen Kirchen ist die sehenswerteste der Dom. Er ist im gotischen Stil erbaut und erhebt sich auf dem „Kneiphof", einer vom Pregel umschlossenen Insel. Wie die Paläste Venedigs ist er auf einem Pfahlrost erbaut. Er umschließt die Gräber der früheren Hochmeister und der späteren Landesfürsten. An der nördlichen Außenseite des Chores befindet sich die Grabstätte Immanuel Kants, des Weisen

von Königsberg, mit seiner Marmorbüste. Die Mauer an seinem Grab trägt einen Ausspruch aus seinen Schriften: „Der gestirnte Himmel über mir, das moralische Gesetz in mir." Munter eilt der Pregel, der die Stadt in mehreren Armen durchfließt, seinem Ziele, dem nur 7 km entfernten „Frischen Haff" zu. Da er für größere Schiffe bei dem immer bedeutender aufblühenden Handelsverkehr sich zu seicht erwies, wurde ein Seekanal zwischen Königsberg und Pillau erbaut und 1907 eröffnet. Er gestattet größeren Seeschiffen die Einfahrt.

Von neueren Gebäuden sind bemerkenswert die Universität, nach Entwürfen Stülers, Stadtmuseum, Börse, Stadttheater, Hauptpost u. a. Die von einem Amerikaner gestiftete Palästra Albertina dient zur Pflege edlen Sports für Studenten und Bürgerschaft.

Spät kommt der Frühling ins ostpreußische Land, früh der Herbst, und hart ist der Winter. Der Ostpreuße liebt dennoch sein karges Land wie ein Kind seine Mutter. Verschlossen, und dem Fremden schwer zugänglich, ist auch der Menschenschlag. Wem es aber gelingt, sein Herz zu gewinnen, dem hält der Ostpreuße Treue ein Leben lang. Seine Freundschaft ist echt. Könnt' ich ein höheres Lob finden? —

T. Resa.

Die Einwanderung der deutschen Kolonisten nach Rußland vor 120 Jahren

Von Fr. Kammerloch, Gunton, Man.

(Schluß.)

Aus den angeführten Zitaten sehen wir, daß die neue Pflanze unseres Kolonistengeschlechts in Rußland die Folgen des Versetztwerdens empfindlich gespürt hat. Die Tatsache aber, daß die Pflanze beim Versetzen nicht eingegangen ist, beweist, daß hier Lebenskräfte vorhanden waren, die, recht kultiviert und ausgenutzt, sich segensreich entfalten mußten. Das ist auch fast an allen Orten der Fall gewesen. Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ungefähr bereits aus der zweiten, bezw. dritten Generation des Ansiedlertums, stammen die ehrenditen Zeugnisse und Denkmäler des Kolonistentleißes. Die hier folgenden Aeußerungen darüber sind zumeist der bereits angegebenen Quelle entnommen.

Ueber die Kolonien an der Wolga aus dem Jahre 1852: „Die 102 Mutterkolonien sind redende Denkmäler von dem Bestreben der Kaiserin Katharina II., Leben und Betriebsamkeit in die weiten Steppen an der Wolga zu bringen. Man werfe nur einen Rückblick auf den Zustand dieser Gegend noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Stadt Saratow hatte kaum ein Zehntel ihrer jetzigen Größe; sie war ein unansehnlicher „Flecken, und bloß der Wohnsitz eines Wojewoden gab ihr einiges Ansehen. Kamyschin und Zaritzyn waren noch unbedeutender; Wolsk und Arkarsk, die schon damals bestanden, waren kleine, mit Palisaden (holzernem Pfahlwerk) und Erdwällen befestigte Städte, die jedoch weder Handel noch Betriebsamkeit beförderten, sondern blos als Schutzwehren gegen die verheerenden Einfälle der herumschweifenden asiatischen Völker dienten. Gegen dieselben hatten besonders die auf der Wiesenseite angesiedelten Kolonisten viel zu kämpfen und manche knüßten ihr Leben dabei aufopfern. Die Apanagendörfer am Flusse Irgis (Nikolajewka), die Kronsdörfer am Flusse Usiq (Nowousenskaja) sind Niederlassungen späterer Zeit. Vor der Ansiedlung der Deutschen war die ganze Wiesenseite eine unwirtbare Wüstenei, wo nur menschenscheue Tiere, die Antilope (Saiga) und das wilde Pferd sich aufhielt. Auch auf der Bergseite lag ein großer Teil nach Süden zu unbebaut, und Raubgesindel gefährdete die Landstraßen.

„Durch ihre Betriebsamkeit im Ackerbau begründeten die ausländischen Ansiedler den mit jedem Jahre höher steigenden Getreidehandel der Gouvernements Saratow und Samara mit den südwestlich und nordöstlich liegenden Teilen Rußlands; vorzüglich die an der Wolga liegenden Ortschaften kamen in Wohlstand."

Ueber den Liebenthaler Kolonistenbezirk aus dem Jahre 1848: „Vergleicht man den früheren Zustand dieser Kolonien mit ihrem jetzigen Wohlstande, prüft man das Verhältnis der Sittlichkeit und läßt dabei nicht aus den Augen, daß sittliche und wirtschaftliche Verbesserungen ungeachtet mancher Fehlernten und anderer unabwendbarer Schwierigkeiten dennoch stattgefunden haben, so muß jeder Unbefangene gestehen, daß nur eine höhere, geistige Kraft die Haupttriebfeder war, und nur eine sittliche Verbesserung des Menschen auch seinen irdischen Wohlstand dauernd begründen kann. Von welcher Seite man auch in die Dörfer des Liebenthaler Bezirkes eintritt, wird man überrascht durch den Anblick regelmäßig gebauter Dörfer mit vielen schönen, im Innern oft mit Aufwand ausgestatteten und bequem eingerichteten Häusern, mit reinlichen Höfen, geräumigen Stallungen und gewölbten Kellern, umgeben von großen Baum- und Weinanlagen, und empfindet es lebhaft, man lebe unter Deutschen, welche sich ihre frühere Heimat hier gern nachbilden mochten."

Die Kolonie Zürichtal in der Krim im Jahre 1848: „Eine neue Epoche des Aufblühens begann mit dem Jahre 1822, als der erste Pfarrer derselben, namens Heinrich Dietrich, aus der Schweiz hierselbst ankam. Alles nahm einen anderen Umschwung; Ordnung, Tätigkeit, Wohlstand traten überall hervor. Ohne ihn wäre Zürichtal nimmer das geworden, was es jetzt ist: die vorzüglichste Kolonie in der Krim. Die Hütten der ersten Gründer wurden durch hübsche und wohnliche Häuser verdrängt und aus der Armut arbeitete sich Wohlstand hervor."

Der Molotschnaer Kolonistenbezirk im Jahre 1849: „Aeußerlich ist in unserer Zeit alles schöner; der zunehmende Wohlstand hat die frühere Rohheit und Derbheit bedeutend abgeschliffen und einen schönen Anstand geboren. Das öffentliche Benehmen ist durchschnittlich geläuterter, aus Scheu vor dem Urteil der Gesellschaft, oder, wenn man will, vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit, was freilich dem jetzigen Geschlecht unverkennbare Vorzüge vor dem früheren gewährt."

Die Kolonie Hoffnungstal, Gouv. Ekaterinoslaw, im Jahre 1851: „Als Ackerbauer und Handwerker sind die Kolonisten mit wenigen Ausnahmen tätig, und streben der Vervollkommnung nach, werden auch stets mit Freuden die ihnen zukommenden Winke jeder Art annehmen. Wünschenswert ist besonders, daß die in dieser Kolonie gehandhabte kirchliche und polizeiliche Zucht ferner aufrecht erhalten werde. Insbesondere danken wir Gott für die unaussprechliche Wohltat seines teuren Wortes, die wir in Kirche und Schule genießen und bitten ihn, er wolle dieselbe ferner, wie bisher, zur wahren Kultur unseres Ortes, unserer Häuser und Herzen gedeihen lassen, damit unser Hoffnungstal emporblühe in geistlichen und leiblichen Segnungen."

Die Kolonie Sarata in Bessarabien im Jahre 1852: „Von jeher hatte die Gemeinde Sarata Glück, eine örtliche Obrigkeit zu haben, die das sittliche und leibliche Wohl nach allen Kräften zu fördern suchte und in jeder Beziehung selbst mit eigenem guten Beispiel voranging. Die Jugend wurde zum fleißigen Besuch der Schule und Kirche angehalten; das nächtliche Umherschweifen der Jünglinge und Jungfrauen, das schon so viele an den Rand des Verderbens geführt, nicht geduldet; die Lasterhaften wurden durch scharfe Züchtigungen zu einem besseren Lebenswandel angehalten, mit einem Wort, eine strenge Handhabung der Ordnung. Ferner wurde für Witwen und Waisen gewissenhaft gesorgt; das Wohl jedes Einzelnen in mißlichen Umständen zu seinem Besten beraten und so in allem nach bestem Wissen gehandelt."

Aus diesen wenigen Aeußerungen, die noch um ein beträchtliches vermehrt werden könnten, ist ersichtlich, daß die Mitte des vorigen Jahrhunderts für die Kolonien eine schöne Zeit der Blüte gewesen ist. Aus dieser Zeit stammt der Ruhm der deutschen Kolonisten. Die schweren Ansiedlungsjahre hatten sie hinter sich. Mit reichen Erfahrungen ausgerüstet und durch die Not gestählt, blickten sie mutig und tatkräftig in die Zukunft. Einstimmig ist das Lob, welches die Kolonisten als markige Gestalten und wirkliche Pioniere hinstellt. Der Hausvater und an seiner Seite die immer rührige Mutter waren vollständig Herr im Hause; sie wußten, was sie wollten. Das Haus war ihr Königreich. Kindern und Dienstboten wurde das vierte Gebot lebendig eingeprägt; Sohn und Tochter wußten, was sie den Eltern schuldig sind. Vielleicht war der in den Häusern herrschende Geist ein wenig zu ernst, die Zucht ein wenig zu streng, aber es herrschte Ordnung, und diese Ordnung bedingte Wohlstand und Fortschritt auf allen Gebieten. Es sind zumeist Väter und Großväter der heutigen Generation, welche diese Ordnung im Haus und in der Gemeinde aufrecht zu erhalten wußten. Noch stehen sie in lebendiger Erinnerung. Manche von ihnen, aber wohl wenige, sind noch am Leben. Dem die Zukunft des Kolonistengeschlechts am Herzen liegt, muß heute noch vor diesen Veteranen den Hut abziehen und eine volle Manneskraft daransetzen, um nicht aus den von ihnen eingeschlagenen sicheren Bahnen herauszukommen. Das Gute, das in den Kolonien vorhanden ist, haben sie zum größten Teil gebracht und im Schweiße ihres Angesichtes oft schwer genug errungen. Sie haben ordentliche Häuser, Schulen und Kirchen gebaut und einen soliden Wohlstand hinterlassen. Was aus dieser unabschätzbaren Hinterlassenschaft geworden, habe ich in meinem Bericht, „Weshalb wir aus Rußland auswandern", genugsam nachgewiesen.

Die Kolonistenschule.

Mit der Schule ist die Lebensfrage eines jeden Volkes eng verknüpft, und sie spielt auch in den Kolonien eine der Hauptrollen. Es ist ein eigenartiger Typus von Schulen, wie er sich in den südrussischen Kolonien herausgebildet hat. In der großen Welt hat man demselben bisher we-

(Fortsetzung auf Seite 12.)